Eine Lunte ins Leere

Im Berner Stadttheater zeigt Regisseurin Claudia Meyer eine stilsichere Deutung von Max Frischs «Biedermann und die Brandstifter». Richtig brenzlich wird es allerdings nicht.

Regula Fuchs

Sie sind überall. Und unter uns. Die «Wächter der Vaterstadt», «Trefflichgerüstete», «unermüdlisch spähend, horchend», auf dass nichts «Feuergefährliches» geschehe, wie es bei Max Frisch heisst.

Das Licht geht aus, und ein Mann dirigiert ins Auditorium hinein, denn hier steht der Chor, verteilt in allen Rängen. Lang gezogene Vokale, quälend anschwellende Dissonanzen – das bevorstehende Unheil ist trefflich in Töne gepackt.

Oft wird er ja weggelassen, der Chor der Feuerwehrleute aus Max Frischs «Biedermann und die Brandstifter». Hier, in der Inszenierung am Berner Stadttheater, ist er ein mächtiger Akteur mit voller Sangeskraft (Ensemble Ardent). Nicht immer zwar sind die gesungenen oder rhythmisch gesprochenen Worte verständlich, aber als Stimmungsgenerator funktioniert die Musik (Leitung: Michael Wilhelm) prächtig. Und auch als Stimme der Vernunft taugt der Chor: Ungelenk wendet sich der Haarwasserfabrikant Gottlieb Biedermann durch die Menschenmasse auf der Bühne, die ihm klar machen will, dass er mit den zwei Daher-

gelaufenen, die er auf seinem Dachboden beherbergt, die Gefahr in seinem Haus willkommen heisst.

Weder Carlos noch Ivan

Claudia Meyer, Hausregisseurin am Deutschen Nationaltheater Weimar, hat sich den Klassiker aus dem Jahr 1958 vorgenommen. Vor Jahresfrist hat sie mit Friedrich Dürrenmatts «Frank V.» in Bern schon einmal einen Stoff bearbeitet, der die Schulklassen in Scharen ins Stadttheater lockte. Die Stückwahl war damals wenig glücklich, auch die Inszenierung des antiquierten Textes wurde von der Kritik in der Luft zerrissen, kurz: Es war ein Abend für die Mottenkiste (der offensichtlich auch dort bleiben soll, denn in den aktuellen Presseunterlagen wird die Inszenierung glatt verschwiegen). Mit Frisch, so viel sei vorweggenommen, bleibt Meyer ein ähnlicher Flop erspart.

In ihrer Inszenierung heissen die Brandstifter nicht Carlos und Ivan wie jüngst am Theater Basel bei Volker Lösch, und in die Fallgruben des politischen Plakativen stürzt der Berner Abend glücklicherweise auch nicht – schlicht darum, weil Claudia Meyer einen weiten Bogen um alles Aktualisierende, alles

vorschlaghammermässig Politisierende macht. Sie deutet Frischs «Lehrstück ohne Lehre» gänzlich psychologisch, ja fast tiefenpsychologisch, indem sie das Alptraumhafte von Biedermanns Handeln herausstreicht: jenen blinden Fleck im Gemüt dieses schwächlich-protzigen Bürgers, der sich in seiner Unvoreingenommenheit gegenüber den Fremden gefällt, dabei das Offensichtliche nicht sieht und deshalb gar nicht anders kann, als ganz wider seine eigenen Interessen zu handeln. Das Desaster glimmt von Anfang an, Biedermann wird seines eigenen Unglücks Schmied.

Diese Zwickmühle des Unabänderlichen veranschaulicht die Bühne (Aurel

Frischs eigentümlich gummiartiger Text hält auch eine Deutung aus, die ganz aufs Seelische zielt.

Lenfert) prägnant – mit ihrer nach hinten gezogenen, schneckenhausartigen Kurve, den seitlichen Lamellen, aus denen sie und da der Chor wie ein Traumgespinnst hervortritt, und dem Tisch in der Mitte, auf dem Schmitz (Jürg Wisbach), der erste der Brandstifter, lasziv anstolziert kommt. Zusammen mit dem Dienstmädchen Anna (Henriette Blumenau), die affektiert wie eine stolze Katze über diesen gebogenen Catwalk stakst.

Üppige Mutter Corsage

Nur Momente später sind die beiden schon ineinandergekrallt und machen den sexuellen Subtext deutlich, mit dem Meyer das Eindringen der beiden Brandstifter unterfüttert. Schliesslich ist nicht nur Schmitz, der ehemalige Ringer mit durchsichtigem Netzhemd und Matrosenmontur, mit einer drastischen Körperlichkeit ausgestattet, sondern auch Babette, Biedermanns herzkrankte Ehefrau (Milva Stark). In der Vorlage die Fragilität in Person, ist sie hier eine offenerherzige Mutter Corsage von überquellender Üppigkeit, die das erotische Spiel mit dem Feuer nicht scheut.

Biedermann, ihr Gatte (Stéphane Maeder als Virtuose des Tapsigen), ist dagegen ein gar nicht durchwegs unsympathischer Hosenscheisser, der lieber den Schwanz einzieht, als sich einzugestehen, dass er die Lunte riecht. Hartnäckig will er es als Witz verstehen, wenn Eisenring, der geschniegelte zweite Brandstifter (Jonathan Loosli), ihn gleich selber die Zündschnur halten lässt oder ihn am Ende gar nach Streichhölzern fragt.

Es ist eine durch und durch artifizielle Welt mit durch und durch artifiziellen Figuren. Damit schafft Meyer Distanz zu allen politisch mehr oder weniger expliziten Lesarten von Frischs Stück, das meist als Warnung vor politischem Extremismus verstanden wurde (je nach Gesinnungslage: vor nationalsozialistischem

oder kommunistischem). Und ja, Frischs eigentümlich gummiartiger Text hält durchaus auch eine solche Deutung aus, die ganz aufs Seelische zielt.

Denk dir was

Das alles ist am Berner Stadttheater stilsicher inszeniert, tadellos gespielt und sinnfällig eingerichtet, bis hin zu den gelben Benzinfässern, die apart im Hintergrund lauern. Auch wie sich der Chor als menschliches Fries über die Bühne bewegt: ein Bild fürs Langzeitgedächtnis. Das wirklich Ungeheuerliche der Situation allerdings bleibt ob all der Distanzierung und Ironisierung wie luftdicht verpackt. Falls Meyer und ihr Team wirklich Francisco Goya im Hinterkopf gehabt haben, der sagte, dass der Traum der Vernunft Ungeheuer gebäre, wie es im Programmheft heisst – dann ist das offensichtlich auch dort, im Hinterkopf, geblieben. Das Verstörende, Abrgründige bleibt an diesem Abend der Bühne fern.

Auch, weil Meyer die ganze «Denk- und Entschlüsselungsarbeit», wie sie verlauten lässt, dem Zuschauer überträgt. Das ist an sich legitim, doch wer dem Publikum überhaupt keine Streichhölzer in die Hand gibt, um die Ideen zünden zu lassen, oder nur Lunten, die ins Leere führen, der nimmt in Kauf, dass die Inszenierung auch nicht über den Bühnenraum hinaus lodert. Und dadurch, dass Meyer Frischs Befund ins Private verschiebt, meisselt sie zwar alle Patina der Vorlage weg, doch damit auch gleich alles, was überhaupt brenzlich hätte werden können.

Dies wird umso augenfälliger, wenn man sich an diesem Abend auf den Heimweg macht. Voilà, hier sind sie tatsächlich, überall, die uniformierten Wächter der Vaterstadt, unermüdlisch spähend, horchend, dass ja nichts Feuergefährliches geschehe. Mitten in Bern.

Weitere Aufführungen bis 23. Mai.